

## Experimente zwischen Form und Formlosigkeit

**Die Donaueschinger Musiktage brachten vom 16. bis zum 18. Oktober ungewohnte Orchesterverwendungen mit einem theatralischen Schwerpunkt.**

Es war eine Art Oper, die sich über neun Teilvorstellungen hin bewegte, besser gesagt: zu der sich der Zuschauer über neun Spielorte hinweg bewegte. Dargestellt werden hierin zwei Geschichten, eine aus der Bibel und eine von heutigen Internetbenutzern. Manos Tsangaris, der 1956 in Düsseldorf geborene Musiker, Dichter und Künstler, stellt die beiden Geschichten einander gegenüber, doch abgesehen davon, dass in beiden ein Mord an einem Rivalen stattfindet, haben sie eigentlich nicht sehr viel gemeinsam. *Batsheba. Eat the History!* benennt sich die «Installation Opera für Schauspieler, Sänger, Chor und Orchester-Mäander». *Eat* geht auf Hesekiel 2 zurück, wo von diesem das Essen einer Schriftrolle verlangt wird, und ein Orchester-Mäander entsteht, weil Teile des Orchesters sich auf verschiedene gleichzeitig bespielte Orte verteilen, deren Besuchsabfolge nicht vorgeschrieben ist. Man begegnet der Batsheba im «Wellnessbereich», darauf im Hof und dann dem Boten, aber alle Orte sind mehr oder weniger in einem Raum (Erich-Kästner-Halle), und die Musiker und Sänger bzw. Schauspieler spielen da ohne Dirigent, gleichsam kammermusikalisch. Andernorts, im Berufsförderungswerk der Südbadischen Bauwirtschaft, ist man bei Uria, wo die wenigen pro Mal Eingelassenen sich frei im Raum bewegen, und die nächste Station ist bei David: Hier gibt es ein paar Sitzreihen für die Zuschauer. Neben Orchestermusikern sind immer auch etliche Mitglieder des SWR-Vokalensembles Stuttgart beteiligt. Im Spiegelsaal des Schlosses der Fürsten zu Fürstenberg erlebt man anderntags, wie David dem Uria zu Essen auf tischen lässt, und in der Donaueschinger Christuskirche ist ein Chatroom-Double, wo der genannte Chor zusammen mit der von Christoph Grund gespielten Orgel zwei Stunden lang musiziert, nämlich sehr schöne Chorsätze und interessante Orgelinterludien, aber man weiss leider nichts über die Texte! Es gilt auch hier die Meinung, dass man vielleicht eine halbe Stunde zuhört und dann neuen Besuchern Platz macht!

### Chatten als Oper

Schliesslich folgte noch der moderne Teil des Dramas mit zwei Chat-Bereichen, wobei, in der Saalmitte zusammenstossend, je eine Sitzarena auf beiden Seiten aufgestellt war; an der einen Wand spielte ein schon älteres

Ehepaar, an der anderen gleichzeitig eine Mutter mit 17-jähriger Tochter. Die Musiker und der Chor sind auf beide Bühnen verteilt und auf beiden Seiten hörbar. Das Publikum ist also geteilt, aber nach einem Durchgang wird das Stück noch einmal gespielt mit ausgetauschtem Publikum. Die Musik bleibt dieselbe, von den gesprochenen Teilen hört man nur die eigenen, die von der Gegenseite dringen nicht herüber. So wie in den alttestamentarischen Teilstücken jede Figur von einem Sänger und einem Schauspieler gleichzeitig verkörpert wird, ist es auch hier, nur dass das Sprechtheater jetzt überwiegt. Die Texte erweisen sich gelegentlich als etwas

konnte; man musste ja auch die gleichzeitig gespielten Opernteile ansehen.

### Kleinere Besetzungen

In einem Kammerkonzert spielten Solisten der Musikfabrik im Duo und Trio mit Live-Elektronik zusammen Werke des Japaners Dai Fujikura (*Phantom Splinter*), des Peruaners Jimmy López (*Incubus III*) und des Kaliforniers Christopher Trebue Moore (*Strange Attractors*). Alle pflegen einen Stil mit hektisch vielen Noten, wobei es dem Japaner am überzeugendsten gelang, durch auffallend einfache Intervallverhältnisse formale Ordnungen zu schaffen. In einem Ensemblekonzert, sicher betreut durch

ginelle Orchestrierung führte nicht zu einer Gestaltung, sie setzte keine Akzente, was ihm viele Buhs eintrug. Die Komposition *Apon* von Beat Furrer lief sich auch tot in den kleinen Tongruppen, die dann immer dem Sprecher Platz gaben für einen Text (von Klaus Händl), den man dennoch nicht verstehen konnte. Furrer hat versucht, den Klang des Sprechens orchestral nachzubilden, was ihm offensichtlich nicht gelungen ist. Das Schlusswerk von Rolf Riehm mit dem Titel *Wer sind diese Kinder* nimmt den Text in die elektronische Zuspiegelung und setzt den Solopianisten (Nicolas Hodges) mitten ins Publikum und auch Teile des Orchesters sind seitlich aufgestellt. Sehr schnell wechseln die verschiedensten Zustände, das Klavier oder Orchestergruppen scheren aus, Einzelinstrumente antworten massiven Orchesterauftritten, all das immer in sehr überzeugender Weise. Der Text ist von Hölderlin, aber übersetzt in den Dialekt des Arabischen, der in Bagdad gesprochen wird.

### Fesselnde Improvisationen

Der Schweizer Beitrag an die diesjährigen Donaueschinger Musiktage beschränkte sich nicht nur auf den in Wien lebenden Beat Furrer. Diesmal brachte die Schweiz einen wesentlichen Beitrag in das traditionelle Jazzkonzert. Die Gruppe Six, bestehend aus Urs Leimgruber (Sax), Jacques Demierre (Klavier), Isabelle Duthoit (Klarinette und Gesang), Charlotte Hug (Bratsche und Gesang), Dorothea Schürch (Gesang und singende Säge) und Thomas Lehn (analoger Synthesizer), hat sich mit dem Genfer Klanglabor Ameg zu Six Plus One zusammengeschlossen, und mit über 200 im Saal verteilten Lautsprechern wurde eine Fülle und gleichzeitige Durchsichtigkeit des Klanges erreicht, die vor allem sehr wohltuend war und nicht in erster Linie laut. Dabei handelte es sich gar nicht um Jazz im eigentlichen Sinn, vielmehr um improvisierte Musik jenseits der Tonalitäten, um Klangentwicklungen, zumal auch Entwicklungen im Raum, was vom Ressortleiter im SWR, Reinhard Kager, als Spazialisierung bezeichnet wurde: Die Musiker verteilten sich, die meisten begannen ganz hinten im Saal und waren dann nach knapp einer Stunde vorn, und ausserdem wurden die Klänge elektronisch individuell im Raum verschoben. Trotz des manchem Jazzfreund vielleicht fehlenden Drives war das Publikum begeistert. Hier wurde eine klare Form erreicht, die ganz zu Beginn des Festivals bei Spahlinger zugunsten eines Dauer-Konsumangebots gefehlt hatte.

Fritz Muggler



«Batsheba. Eat The History!» von Manos Tsangaris in der Donauhalle

Foto: © SWR/Astrid Karger

langweilig und gar banal, in den mehr gesungenen Partien sind sie in der Regel nicht verständlich, die Musik aber ist insgesamt sehr schön und kunstvoll, wirklich ein Genuss. Im Spiegelsaal dirigierte Sylvain Cambreling, in der Kirche Denis Comtet und Boris Anifantakis.

### Orchester ohne Dirigent

Diese Teile der Oper verteilten sich auf Freitag und Samstag. Am Freitagabend war aber gleichzeitig noch das «Orchester Environment» *doppelt bejaht* von Mathias Spahlinger zu hören, das vier Stunden dauerte. Die «Etüden für Orchester ohne Dirigent» sollten zeigen, dass ein Klangkörper von der Grösse des SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg auch in Gleichberechtigung der Spieler prächtig klingen kann. Aber da jeder Musiker auf die andern achten musste, kamen nur langsame Ballungen und Entspannungen zustande, sodass man nach relativ kurzer Zeit genug gehört hatte: Es war auch vorgesehen, dass man jederzeit kommen und gehen

das belgische Ictus-Ensemble, wurde vom Pariser Komponisten Franck Bedrossian ein *Swing* benanntes Stück für elf Instrumente mit recht wilden Figuren und vorwiegend schlagzeugartig behandelten Instrumenten gespielt, das mit Versickerungsstellen Form schaffte; und ein mehrteiliges 40-Minuten-Stück auf Texte der Apokalypse vom Pariser Raphaël Cendo unter dem Titel *Introduction aux ténèbres*, in dem der Bassbariton zu den schleichenden Instrumentalklängen ausschliesslich kehlige und somit schlecht klingende und unverständliche Töne zu produzieren hatte, was auf die Dauer sehr bemüht wirkte.

### Schlusskonzert

Erfreulicher war da das Schlusskonzert mit dem SWR Sinfonieorchester, das von Beat Furrer geleitet wurde. Es begann mit Salvatore Sciarrinos *Libro notturno delle voci* sehr viel versprechend mit Cellorutschern und rollenden Pauken, unheilschwanger, mit schreiender Flöte dann, die insgesamt in diesem Werk Soli bläst. Aber die ori-